

**Beilage zum 7. Ernst – Wiechert - Brief Dezember 2009
als Weihnachtsgabe
für die Mitglieder der Internationalen Ernst-Wiechert-Gesellschaft**

Die Bibel im Leben und Werk eines Dichters

In memoriam Ernst Wiechert von Herbert Felden (1987)

Am 18. Mai 1987 ist ein Jahrhundert vergangen seit dem Geburtstag Ernst Wiecherts. Es ist still geworden um ihn und sein Werk. Viele junge Menschen kennen kaum seinen Namen, wissen nichts von seinem Leben, lesen seine Bücher nicht. Und doch hat dieser Dichter seine aufrüttelnden und wegweisenden Worte in zwei schicksalsschweren Stunden unserer deutschen Geschichte besonders an die Jugend gerichtet. Auch damals in den Jahren 1933/35 und 1945 waren sie nicht »zeitgemäß«. Aber sie warnten vor den bösen Illusionen und den betrügerischen Utopien der dreißiger Jahre und richteten in der Mitte des vierten Jahrzehnts, inmitten von menschlichen Nöten und göttlichem Gericht, Zeichen der Hoffnung und Zuversicht auf, ohne Mahnung und Warnung zu vergessen.

Schalom Ben-Chorin hat damals in den USA geschrieben: »Von da ab (seit der Rede des Dichters an die deutsche Jugend 1935) sahen wir durch die grausig entstellten Züge Deutschlands hindurch das Antlitz Ernst Wiecherts, und wir dachten wie Abraham an die zehn Gerechten, die es zu Sodom geben möge. « Was der Dichter selber im Nachwort zum »Totenwald« (KZ Buchenwald) geschrieben hat, können wir auch von einigen anderen seiner Bücher sagen: Auch in ihnen sind Schicksale aufgezeichnet »den Toten zum Gedächtnis, den Lebenden zur Schande, den Kommenden zur Mahnung«. Sie gewinnen für uns wieder bestürzende Aktualität, als Warnung, unsere Zukunft nicht wieder frevelhaft zu gefährden.

Das Grab des ostpreußischen Dichters liegt im Friedhof der Kirche zu Stäfa am Zürichsee. Ernst Wiechert starb in der Einsamkeit und Stille des Rütihofes, auf den er sich 1948 zurückgezogen hatte, um sich dort »still zu Tode zu dichten«. Und mag auch die Schweiz fern von seiner ostpreußischen Heimat liegen, für ihn war der Weg zum Rütihof wie eine Heimkehr. »Es war mir, als sei ich hier zu Hause, wie ich als Kind zu Hause gewesen war. « Er war auch innerlich in den Frieden zurückgekehrt, den er lange unruhig gesucht hatte. » Was für ein Weg von den ersten Kinderschuhen bis zu dieser Schwelle! Wie viel Geduld, die an mich gewendet worden ist, wie viel Güte, wie viel Liebe ! «

Der Dichter hat es uns leicht gemacht, seinem Lebensweg nachzugehen. In seinen »Lebenserinnerungen« haben wir zuverlässige Quellen. Zu ihnen gehören »Wälder und Menschen«, »Der Totenwald« und »Jahre und Zeiten«. Hinzu kommen noch autobiographische Skizzen, Reden, Betrachtungen und Gedichte (9. und 10. Band der Werke im Verlag von Kurt Desch). Hier stoßen wir nicht nur auf »Bruchstücke einer großen Konfession«, hier begegnen wir einem mit strenger Wahrhaftigkeit und nüchterner Selbstkritik abgelegten Bekenntnis seines Lebens. Wir können nur einem Thema nachgehen, das freilich wesentliche Bedeutung für sein Leben und Werk hat.

In Wiecherts Romanen lesen wir immer wieder Worte aus der Bibel. Auch seinen großen Romanen hat er betont ein Schriftwort als Losung vorangestellt. Aber ein Roman ist »kein Erbauungsbuch« und kein dogmatisches Lehrbuch. In ihm spiegelt sich eine ganze Welt mit ihren tiefen Gegensätzen und Widersprüchen. »In solch einer Welt gibt es Gutes und Böses, Gläubige und Leugner, Schuld und Reinheit. In ihr werden Illusionen zerstört, und in ihr wird auch das Unzerstörbare aufgezeigt. «

Nicht alle Literaturkritiker und nicht alle Theologen, die über die Romane schrieben, haben das begriffen. Manche warfen ihm einen »ästhetischen Mißbrauch der Bibel« vor andere wollten ihn gar zum »Heiden« stempeln.

Wir können den Stellenwert der Bibel in den Romanen erst dann richtig bestimmen, wenn wir ihren Rang in seinem Leben begreifen und seine persönlichen Zeugnisse ernst nehmen.

»Ich begann mit dem Wald und der Bibel, und damit werde ich wohl auch aufhören. « So bekennt er in einem kurzen »Selbstporträt« im Jahre 1946. Es ist oft untersucht worden, wie tief und stark »der Wald« Ernst Wiechert bestimmt hat. Eine gute, zusammenfassende Darstellung des zweiten »Urerlebnisses« seiner Kindheit, der zweiten Quelle seines Lebens fehlt noch. Dafür wollen wir einige Grunddaten aufweisen.

Das Kind konnte noch nicht lesen, »als das mit der Bibel geschah«. Nichts hat »mit solcher Kraft und Innigkeit« seine Seele geformt wie das Buch der Bücher. Das Kind war tief erschüttert von der Geschichte Josephs und seiner Brüder und von der Verleugnung Jesu durch Petrus. Das Kind erfuhr etwas von der »Gleichzeitigkeit« des biblischen Wortes. Alle Räume und Zeiten wurden übersprungen und »in der Seele eines Waldkindes dasselbe Licht entzündet, das über so vielen Völkern und Ländern geleuchtet hatte wie am ersten Tag«.

Fragen wir nach den Menschen, die ihm den Zugang zur Bibel eröffneten, dann antwortet er, daß ihm sein »Elternhaus« auf die Reise mitgegeben habe, »was auch der Ärmste seinen Kindern mitgeben kann : das ganze Wort Gottes«. Er nennt uns seine erste Hauslehrerin und seinen Vater. Gerade in der Gegenwart, wo wieder einmal viele Eltern und Erzieher von einer hilflosen Unsicherheit befallen sind, ob und wie sie den Kindern biblische Geschichten erzählen sollen, kann uns die Erfahrung Wiecherts hilfreich werden. In einer Zeit, in der man schon wieder mit »den Testamenten umgehen möchte wie Maurer mit einem abzubrechenden Haus«, kann uns sein Erlebnis Vertrauen erwecken zur Kraft des biblischen Wortes.

Der reife Mann gesteht von seiner Kindheit; daß er sich der Tränen nicht schämte, die er über den Blättern der Bibel weinte. Und er faßt die Solidarität der Bibel mit unsrer Welt und ihre einzigartige Qualität und ihre Wirkung auf uns in anschaulicher und prägnanter Weise zusammen: »Um wieviel ärmer und kälter wäre mein Leben doch geworden, wenn ich damals nicht imstande gewesen wäre, mich mit so grenzenloser Leidenschaft an jene Welt hinzugeben, in der gesündigt und getötet wurde wie zu aller Zeit, aber in der auch geliebt, versöhnt und begnadigt wurde, und in der dies alles in einer Sprache geschah, die uns heute noch glauben läßt, daß Gott durch den Mund. der Sprechenden sich geoffenbart haben müsse.

Der zweite glaubwürdige Zeuge für die Wahrheit der Schrift wurde ihm sein Vater. Der Dichter wird nicht müde, seinem Vater für diesen Dienst in immer neuen Gestalten seiner Romane, in seinen Lebenserinnerungen, in Prosa und in Versen ein lebendiges Denkmal seiner tiefen Dankbarkeit zu setzen. Am schönsten wohl in dem Gedicht: »Der Vater«. Dort lesen wir: »Ich höre zu den Büchern ihn gehen, er nimmt wohl die Bibel vom Bord,

sein Bild war mir lange versunken, und doch ist er niemals fort. Unter der Lampe am Abend sitzt er, das Buch in der Hand, und manchmal fragt er wohl leise, ob ich *den Frieden* fand. «

Von allen Menschen außerhalb seines Elternhauses hatte Tante Veronika den größten Einfluß auf seine Entwicklung. Von ihr schreibt er in »Wälder und Menschen« und in der Erzählung »Veronika«, die er in die kleine Novellensammlung »Das Heilige Jahr« aufnahm. Er las diesen Bericht in vielen Städten, in denen er seine Dichterlesungen hielt, immer wieder selber tief davon bewegt, wie sie ihm in der Fastnachtszeit das 3. Kapitel im Prediger Salomo vorlas. Zu Weihnachten schickte er Tante Veronika immer ein kleines Geschenk, und sie vergaß niemals in ihren Neujahrsbriefen zu fragen, wie er es »nun mit dem Heiland hielte«. Aus der Stille des Waldes gewinnt er Widerstandskraft gegen das Laute und den Lärm der Welt, aus dem Schweigen und Wachsen der Wälder begleitet ihn das biblische Maß für den Menschen und seine künstliche Welt. Von dort her nimmt er »ein stilles Lächeln« mit »für das aufgeregte Treiben, mit dem die Menschen ihre vergänglichen Häuser bauten«. Aus dem »Wald« und aus der Bibel, mit denen sein Leben begann, ging mit ihm die Erkenntnis, daß die Menschen längst vergessen hatten, »daß auch sie Geschöpfe und nicht Schöpfer waren, und an ihren babylonischen Türmen bauten, als sei es ihnen und nur ihnen allein vorbehalten, die Achse der Welt in sich zu tragen«.

Für den Knaben bedeutete es einen tiefen Bruch, als er mit elf Jahren sein Elternhaus und den Wald verlassen mußte, um in Königsberg zuerst die Oberrealschule zu besuchen und nach dem Abitur die Universität. Aber in den Ferien kehrt er immer wieder heim in die Geborgenheit seiner Kindheit. Nach dem Abitur folgt das Studium der Naturwissenschaft, der Germanistik und Philosophie. Viel Neues bricht in sein Leben ein, das Schöne in Musik, Literatur und Kunst — »der Trost der Welt«. Aber es überfallen ihn auch Gefährdungen und Versuchungen, die aus der »ratio« stammen, aus dem »westlichen Geist«. Hilfreich waren für den jungen Mann die Zeiten als Hauslehrer. Im Schloß des baltischen Barons Grotthus erfährt er etwas von dem Wesen eines Adels, der vom Evangelium her bestimmt ist in seinem Denken und Handeln. In mancher edlen Gestalt seiner Romane hat er dem ostelbischen Adel ein ehrendes Denkmal gesetzt. Keine Hetze gegen die »ostelbischen Junker« hat ihn davon abgebracht. Als ich im August 1947 mit dem Dichter über die prächtige Gestalt des Herrn von Balk in den »Jeromin-Kindern« sprechen konnte, sagte er nur: »Man muß doch ein wenig für die Gerechtigkeit tun. «

Nach dem Staatsexamen erlebte er im Schuldienst und in seiner ersten Ehe manche bittere Enttäuschung. Es erwacht in ihm die Unzufriedenheit mit der Welt der Institutionen: »Etwas anderes muß da sein als Examen und Amt und Karriere. Etwas, das aufsteigen müßte mit Flügeln, nur daß man nicht wüßte, wohin es einen tragen würde. « Ein positives Verhältnis gewinnt er schon früh zu seinen Schülern, zu der Jugend. Neue persönliche Belastungen treffen ihn mit dem Tod seiner schwermütigen Mutter. In große Anfechtungen führt ihn der Erste Weltkrieg: »1914 zog ich in den Krieg. Melancholische Jahre, von der Pflicht gehalten. Der Begriff des *Leidens* verflocht sich unlöslich mit dem Leben. « Damit bricht eine neue elementare Wirklichkeit in sein Leben und sein Werk ein, die ihn bis in seine letzten Tage nicht mehr losläßt: das Leid in seiner vielfältigen Form. Neue Konflikte bahnen sich an, die erst ein Jahrzehnt nach dem Krieg überwunden werden. Schon im Krieg meldet sich »das Kind, das gelehrt worden war, nicht zu töten und seinen Nächsten zu lieben wie sich selbst«. Aber auch im Krieg bricht der positive Klang des Schriftwortes plötzlich auf.

Nach dem Ersten Weltkrieg hat er lange Jahre der Unruhe und der inneren Unsicherheit zu bestehen. Er empört sich gegen alle Ordnungen, den Staat, die Schule, die Kirche, gegen das herkömmliche Christentum der Halbheiten. Der Haß gegen die biblische Botschaft der Liebe

überkommt ihn. Romane wie »Der Wald« und »Der Totenwald« zeigen, wie weit er sich aus der Welt seiner Kindheit und von der Bibel entfernt hat. Nun spricht der Wald: »Ich bin der Wald ! Von Ewigkeit zu Ewigkeit!« In einer Art dämonischer Naturbesessenheit sucht er nach dem »grünen Gott«, stellt er Wotan wider Christus. Man schreibt das Jahr 1923.

Aber schon 1925 zeigt der Roman »Andreas Nyland«, daß ihn die Bibel nicht losgelassen hat. Die Quellen der Kindheit brechen wieder auf, und die Dämonen werden gebannt. »Der Geist, der im leidenschaftlichen Suchen bis an die Grenzen des Hasses gegangen war, ging nun ebenso leidenschaftlich bis an die der Liebe. « Als die Machthaber des Dritten Reiches versuchten, an diese wirre Zeit anzuknüpfen und Ernst Wiechert für ihren neuheidnischen Glauben zu gewinnen, da hatte er diese Krankheit längst überwunden. 1928 geht seine erste Frau in den Tod, er verliert zeitweilig seine Stelle, Freundschaften zerbrechen, es wird einsam und leer um ihn; und doch bereitet sich schon da die Rettung vor. Aus solcher Erfahrung gewinnt er die Erkenntnis: »Und ich glaube, daß Schicksal immer erst dort sich offenbart, wo Gottes Hand sich unsichtbar schon neigt, indes der Mensch seine Arme noch in das Hoffnungslose hebt. «

Ernst Wiechert verließ seine Heimat im Jahre 1930. In Berlin war er noch drei Jahre im Schuldienst tätig, dann lebte er als freier Schriftsteller. Als er 1931 seine zweite Frau heiratete, gewann er in Paula Marie Junker einen Menschen, der die große Tapferkeit und die große Güte des Herzens hatte, die so selten beisammen sind, und »den Frieden«, in dem er immer wieder ausruhen konnte. Nach Aufgabe der Studienratsstelle zog er nach Bayern, zuerst nach Ambach am Starnberger See, dann auf den Hof Gagert bei Wolfratshausen.

Aber während er sich räumlich von seiner Heimat entfernte, machte er sich innerlich auf, wieder in den Kreis der Schöpfung und der biblischen Geborgenheit seiner Kindheit zurückzukehren. Ein Mann, dessen Anfang so eng und lebendig mit der Bibel verbunden war, konnte nicht verlorengelassen. In Leben und Werk konnte er nun wieder unaufhaltsam zu sich zurückkehren.

Wenn der Dichter von dieser entscheidenden Lebenswende sprach oder schrieb, geschah es oft in biblischen Begriffen. Er benutzte Worte wie »zweite Geburt«, »Wiedergeburt« und »Durchbruch der Gnade«. »Ich war vierzig Jahre alt, als der Durchbruch der Gnade über mich kam. Er spülte den Haß hinweg und ließ mich in der Liebe zurück. Er spülte das Gesetz hinweg, in dem ich aufgewachsen war, die Sicherheit, die Tradition, und ließ mich an der Schwelle zurück. «

Der Durchbruch der Gnade brachte ihm neue schöpferische Kraft. Nun entstanden Bücher, die ihn berühmt gemacht haben: »Die Magd des Jürgen Doskocil«, das ergreifende »Spiel vom deutschen Bettelmann«, in dem er das Schicksal des deutschen Volkes nach dem Zusammenbruch von 1918 vom Buch Hiob her zu verstehen und zu deuten versuchte, es folgte der Roman »Die Majorin«. Er schrieb die »Hirtennovelle« und den ersten Teil seiner Biographie »Wälder und Menschen«. Dazu kamen Aufsätze, Betrachtungen und Reden, die den Charakter persönlicher Bekenntnisse tragen. So etwa »Von den treuen Begleitern«, »Eine Mauer um uns baue« und »Aus den Seiten eines Buches«.

In dieser Zeit bildete sich weit über die Grenzen Deutschlands hinaus so etwas wie »eine Gemeinde des Dichters«. Es waren Menschen, die in ihrer eigenen Not und Anfechtung in ihm einen Helfer fanden, der mit ihnen solidarisch war und doch Weisung zu Gott geben konnte.

Die Männer der »Reichskulturkammer« erkannten, daß dieser Dichter seine Leser verzauberte. Und sie wollten, daß er »für sie zaubern« sollte, statt für die Erniedrigten und Beleidigten. Für das »Spiel vom deutschen Bettelmann« wünschte man sich einen anderen Schluß, in den das Dritte Reich eingebaut werden sollte. Aber Ernst Wiechert lehnte dies entschieden ab. »Ich war nicht für Umbauten in meinem Haus. « Die staatlichen Zensoren kritisierten auch, daß in seinen Romanen zu viele Bibelworte vorkamen, vor allem zu viele Worte aus dem Alten Testament – diesem »Judenbuch«. Dieser Kritik beugte er sich nicht. Im Gegenteil. Nun bekannte er sich auch in Zeitschriften und Reden eindeutig zu dem bekämpften Buch. »Wenn du nur ein einziges Buch an deinem Herde besitzt, nur das Buch der Bücher, so hast du Ewigkeit genug für dein so kurzes und so schweres Leben. « So schrieb er ganz unzeitgemäß und unvölkisch in der Zeitschrift »Buch und Volk«. In seinem Roman »Das einfache Leben« konnte man in einer Zeit, in der viele das Buch der Christenheit schmähten, sein Urteil lesen, es würde ihm sehr traurig an einem Menschen vorkommen, »wenn er über die Bibel hinwegkäme, wie wenn jemand über seine Mutter hinwegkäme«.

Der Versuch der Machthaber, den Dichter wieder zu dem Haß zurückzuführen, der einmal in dem »Wald« und »Totenwald« aufgebrochen war, führte zu keinem Erfolg. Der Mann, der den Durchbruch der Gnade erlebt hatte, war gegen diese Haltung immun geworden. Er war kein politischer Mensch, er wurde niemals zum Vorkämpfer eines vordergründigen politischen Widerstandes. Auch zu der Art des Attentats vom 20. Juli 1944 äußerte er sich distanziert. Aber er entzog sich nicht der Stimme des Gewissens, das an Gottes Wort gebunden war. Der Protest der Propheten – eines Jesaja und Jeremia – gegen politische Mächte ihrer Zeit mobilisierte ihn gegen das Unrecht, das in seinem Volk geschah. Er sah die abgründigen Tiefen menschlicher Vermessenheit, die sich immer wieder anmaßt, ihre Zeit für die Ewigkeit zu halten. »Und da die Götter uns immer ferner zu entgleiten scheinen, so vergöttlichen wir die Zeit, weil die dunkle Ahnung in uns lebt, daß ohne das Göttliche das Leben ein Narrenspiel ist. «

»Die Gerechtigkeit auf den Acker der Welt zu bringen« – dazu sieht sich auch der Dichter gedrängt. Das Eintreten der Propheten für die Verfolgten und Entrechteten gewann Aktualität durch die Novelle »Die Gebärde«, in der er die geistlose Brutalität des Antisemitismus an den Pranger stellte. Es folgten die mutigen Reden. an die Jugend im Auditorium Maximum der Münchner Universität in den Jahren 1933 und 1935. Die Reden wirkten wie ein Fanal. Während die Parteipädagogen forderten, daß die Jugend auf den Schulen und Universitäten dahin zu führen sei, daß sie »mit kaltem Blick die Anarchie einer moralischen Welt bejahe«, beschwor er die Jugend, ehrfürchtig und demütig zu sein. »Demütig nicht vor Menschen, aber vor Gott!« Gegen die heroischen Parolen stellte er der Jugend ganz andere Aufgaben: »Das Stille zu bewahren, das Müde zu erneuern, das Große zu verehren, das Leidende zu lieben. « Er mahnte, sich nicht zum Schweigen verführen zu lassen, wenn das Gewissen das Reden befehle. Noch drang diese Stimme bis ins Ausland, in die Schweiz, nach Holland, in die USA. Manche seiner Freunde und Verehrer sahen damals in ihm den »Vater der Gerechtigkeit«. Professor Bayard Quincy Morgan, USA, sprach für viele: »Wie haben wir da aufgehört, als auf einmal Ernst Wiecherts wundervolle Ansprache vor den Münchner Studenten im April 1935 bis hierher drang ! – So ist Ernst Wiechert mir und meinen Hörern gleichsam ein Bürge von Deutschlands seelischer Gesundheit und politischer Genesung geblieben. – Ich werde dabei an biblische Streiter erinnert, die in starkem Gottvertrauen der feindlichen Übermacht trotzen!«

Ernst Wiechert wußte sich nun unter höchstem Befehl stehend. Nun verdichtete sich sein Bekenntnis zur Bibel in dem Satz: »Auch heute ist sie das >Buch der Bücher<, und wenn kein

anderer Satz in ihr stünde als dieser: »Man muß Gott mehr gehorchen denn den Menschen.« Und als Ziel seines Schaffens proklamierte er »zu zeigen, wie man Gott gehorchen müsse«. Seine legendäre Erzählung: »Der weiße Büffel oder die große Gerechtigkeit« wurde in ihrer politischen Aktualität von allen – von Freunden und Feinden – gut verstanden. Seine Dichterlesungen wurden gestört. Immer enger wurde das Netz der Machthaber um den unbequemen Dichter. Er durfte nicht mehr ins Ausland reisen, seine Bücher durften nicht mehr ausgestellt werden, der briefliche und telefonische Verkehr wurden bespitzelt. Er wurde aus der »Reichsschrifttumskammer« ausgeschlossen. Im Dezember 1937 charakterisiert er die Methoden seiner Gegner in einem Brief an Joseph Goebbels: »Ich bin überzeugt, daß der einfachste Hütejunge meiner Heimat mehr Takt gezeigt haben würde als die Beamten der höchsten Kulturbehörde des Dritten Reiches.«

Als Pfarrer Dr. Martin Niemöller Anfang 1938 gegen den Spruch des Gerichtes auf höchsten Befehl in ein Lager geschleppt wurde, da wurde Ernst Wiechert mit geradezu visionärer Dringlichkeit zum Einsatz für diesen Pfarrer gerufen, den er persönlich nicht kannte, der aber »als tapferer Bekenner für viele ein Licht in der Finsternis gewesen war«. In klarem Wissen um sein kommendes Schicksal schrieb er an eine leitende Parteibehörde, daß er von der »Teilnahme an allen Wohlfahrtseinrichtungen zurücktrete, mit dem Bemerkten, daß er seine Unterstützung fortan nur der Frau und den Kindern jenes Pfarrers zukommen lassen werde ...«, bis das von Hitler gebrauchte Wort »Recht muß Recht sein auch für Deutsche« auch auf Niemöller angewandt werde. Der Dichter sah, daß hier der Mensch getrieben wurde, wie man Vieh mit dem Stecken treibt. Das war seine klare Erkenntnis: »Hier war das barbarische Zeitalter und das Reich des Antichrist.« Er war bereit zu solidarischem Leiden. Es folgten Haussuchung, Verhaftung, Untersuchungshaft in Berlin und die Zeit im KZ Buchenwald, von der das Buch »Der Totenwald« ergreifenden Bericht gibt.

Als er verhaftet wurde, legte er in seinen kleinen Koffer, den er mitnehmen durfte, »zuoberst eine kleine biegsame Ausgabe der Bibel«. Und von seinen Vernehmungen konnte er schreiben: »Ich verriet nichts, auch nicht das Christentum.«

Von Mai bis August 1938 wurde er gefangengehalten. Nach seiner Entlassung erhielt er Rede- und Schreibverbot und blieb bis 1945 unter der Aufsicht der Geheimen Staatspolizei. Über dieser ganzen Zeit stand die Drohung von Joseph Goebbels: »Wir wissen, daß Ihr Einfluß auf die Jugend groß und gefährlich ist. Sollten Sie noch ein einziges Wort gegen unseren Staat sprechen oder schreiben, so werden Sie noch einmal ins Lager kommen. Und zwar auf Lebenszeit mit dem Ziel Ihrer physischen Vernichtung.«

Auch wer den Durchbruch der Gnade erlebt hat, ist noch nicht am Ziel, er ist noch auf dem Wege. Und auf diesem Wege kann Leid und Not in verzweifelte Fragen und in neue Anfechtung stürzen. Es gibt keine Sicherheit für den Glauben.

Das mußte auch Ernst Wiechert erfahren. Er hatte die Bibel mit ins Gefängnis genommen. Täglich las er in den Psalmen. Aber schon hier begann er manchmal zu fragen, »ob Gott nicht gestorben sei. Nicht seines eigenen Schicksals wegen, sondern wegen der vielen, von denen er erfährt.« Im KZ steigerte sich der Zweifel. Er litt an dem Sieg der Gewalt über das Recht, der Knechtung über die Freiheit, der Lüge über die Wahrheit. Auch im KZ hatte er Begegnungen mit Menschen, denen die Bibel etwas bedeutete. Aber als er das KZ Buchenwald verließ, da konnten die Schicksalsgefährten ihm nicht nachrufen, was die Sträflinge in Dostojewskis »Totenhaus« noch rufen konnten: »Mit Gott!« Denn »Gott hatte sie verlassen und war gestorben«. Dieser Notschrei hat nichts mit dem törichteren Gerede zu tun, das in unserer Gegenwart umgeht. Er ist der Anfechtung Hiobs viel näher. Und sie ist doch eine Wirklichkeit,

die auf das Wort merken lehrt. Außer in dem Bericht »Der Totenwald« hat sich die letzte tiefe Anfechtung vor allem in dem 1. Teil der »Jeromin-Kinder« niedergeschlagen. In der erschütternden Gestalt des Pfarrers Agricola bricht manche bittere Erfahrung des Dichters auf. Aber da ist nichts von dem leeren Geschwätz vom »Tode Gottes«. Dort wird in der Art Hiobsergerungen um den verborgenen Gott. Diesem Roman steht voran das Hiob-Wort: »Um Gott her ist schrecklicher Glanz. «

Als dieser Roman nach dem Zweiten Weltkrieg gedruckt werden konnte, haben viele ihn mißverstanden. Manche Kritiker meinten, daß Wiechert »vom Glauben abgefallen sei« oder »die Bibel verspottete« oder »keine Lösung für unsere Zeit wisse«. Ich verstand dieses Buch anders. In einem eingehenden Gespräch mit dem Dichter am 9. August 1947 auf dem Hof Gagert stimmte er meiner Interpretation seines Werkes zu und billigte meinen Plan, es in der »Zeitwende« zu besprechen. Ich tat dies unter dem Thema »Die Bibel in der Anfechtung unsrer Zeit«. Dabei zeigte ich auf, daß der Dichter selbst zu der Erkenntnis gekommen war, die in dem Roman so ausgesprochen wird: ». . . daß man nicht gegen das Wort Gottes leben kann. « Und: »Keine Zeit ist ohne Gott, ohne Hoffnung, ohne Zukunft, ohne Arbeit. Nur die Herzen sind es, und die sind es meistens, wenn ihnen etwas zerbrochen ist, was sie zu Göttern gemacht haben. Das sogenannte Vaterland, oder die sogenannte Ehre, oder die sogenannten Ideale. « In den »Jeromin-Kindern« wird ein weiter Weg zurückgelegt. Er führt von »dem Gott auf der Anklagebank«, den der Pfarrer Agricola zur Rechenschaft ziehen will, bis zu dem angeklagten Menschenherzen, das seine Nebengötter mit dem lebendigen Gott verwechselte. Im Tod dieser Götter aber wird der Weg durch die Erkenntnis menschlicher Schuld frei zu dem Gott, den die Bibel bezeugt.

Im letzten Kriegsjahr schrieb Ernst Wiechert seine Märchen. Er schrieb sie für »alle armen Kinder aller armen Völker und für das eigene Herz, daß es seinen Glauben an Wahrheit und Gerechtigkeit nicht verlor«.

Die Manuskripte wurden in einen eisernen Kasten getan und bei Nacht in der Gartenerde verborgen. Und manchmal stand der Dichter davor und versuchte zu erraten, »ob dies nun einmal Frucht tragen werde«. Kam aber Unruhe über ihn, dann pflegte er in den Wald zu gehen. Dann war das stille Bild seines Vaters wieder da, wie er Bäume pflanzte. Und das Bild seiner Tante Veronika, wie sie die Verse aus dem Prediger Salomo las.

Nach der großen Katastrophe von 1945 kam für Ernst Wiechert eine neue Zeit des Wirkens. Er war befreit von allen Verboten, er konnte die Frucht der Kriegsjahre aus der Erde herausholen. Eine große Lesergemeinde wartete auf ihn. Gerade in dem 1. Band der »Jeromin-Kinder« fanden sie ihre Erschütterung und ihr leidenschaftliches Fragen nach Gott wieder. Sie waren sich mit dem Dichter einig in der Ablehnung aller vorletzten Werte und suchten nach letzter Geborgenheit und letzter Autorität. Schon im ersten Band fanden sie Weisung zu einer Quelle, die allen Schutt durchbrach. Sie strömte im 2. Band, der 1946 geschrieben wurde. Ihm stand das Wort aus den Sprüchen Salomos voran: »Es ist viel Speise in den Furchen der Armen. « Hier vollzog sich der Durchbruch zum Zeugnis dafür, wie die Bibel in der Anfechtung dieser Zeit als lebendiger Trost und wirksame Verheißung zu Wort kam. Ich will es als Pfarrer gern gestehen, daß nach der Rückkehr aus dem Zweiten Weltkrieg und dem Verlust meiner schlesischen Heimat nicht eine Predigt, sondern dieser Roman mir wieder festen Boden unter die Füße gab. Hier wurde die Bibel nicht nur zitiert, nicht gepredigt, sondern hier legte sie sich selber aus und befreite durch Vergebung zu einem neuen Werk. Mein Besuch auf dem Hof Gagert im August 1947 bleibt mir unvergeßlich und war eine Wende in meinem Leben. Dieses Gespräch mit dem Dichter wurde mir zum Auftrag, seine letzten Romane zu besprechen.

Auf den Hof Gagert kamen in diesen Jahren viele Menschen; sie suchten und fanden Trost bei dem Dichter, der schon leidend war. Im November 1945 hielt er im Münchner Schauspielhaus wieder eine »Rede an die deutsche Jugend«. Sie war ein leidenschaftlicher Appell an die jungen Menschen, Schuld und Irrtum der Generation der Machthaber zu überwinden, ein Aufruf, aus dem Götzendienst der Gewalt zurückzukehren und in dem Geist der Liebe einen neuen Anfang zu setzen. Sie machte Mut zu diesem Anfang aus dem Geist der Bibel, nahm die Bitte Abrahams für Sodom und Gomorra auf und gipfelte in der Hoffnung, »daß unter Tränen und Trümmern das Schmerzensgesicht erscheint, das den Urgrund unseres Volkes bildet, ein Gesicht, trotz allem voller Güte und Redlichkeit, von Leid und Scham verdunkelt, aber nicht ausgelöscht, ein Gesicht, das gutmachen will, nichts als gutmachen und über das Christus sich erbarmen wird, auch wenn die Welt kein Erbarmen hat«. Er ermahnte die Jugend, aus den Trümmern nicht nur Hausrat auszugraben, sondern »Gott« auszugraben »unter den Trümmern des Antichrist«. Und er beschwor sie, nicht im Geist der Vergeltung und der Rache, sondern des Verleihens zu leben, das allen gelten soll, die ihre Schuld einsahen und kein Blut an ihren Händen hatten. »Keine Liebe ist wärmer und fruchtbarer als die, die sich zu den Schuldigen neigt.« Der kleine Mann aus seiner Umgebung kam oft zum Hof Gagert und fragte den Dichter, wie es »nun mit der Gerechtigkeit« stehe. Da wandte er sich noch 1945 mit einer Denkschrift in englischer Sprache an amerikanische Offiziere mit der Überschrift: »Der reiche Mann und der arme Lazarus.« Er schilderte manche Unzuträglichkeiten und Ungerechtigkeiten gegenüber deutschen Menschen und mahnte die Amerikaner, niemals des armen Mannes Hunger und Durst zu vergessen, »nicht nur den Hunger nach Brot, sondern auch nach Güte und Gerechtigkeit«. Er forderte, daß die siegreichen Völker den Kindern aller armen Völker geben sollten, was »sie am meisten brauchen: Brot und Gerechtigkeit !« Er selber gab ihnen, was ein Dichter geben kann – die »Märchen«, die er in Einsamkeit und Verfolgung in den dunkelsten Jahren »für die armen Kinder aller armen Völker« geschrieben hatte. Wie aktuell ist seine Mahnung doch auch heute! Die Denkschrift wurde mißbraucht und der Öffentlichkeit in der Schweiz und in Deutschland zugänglich gemacht. Auf die unerfreulichen Reaktionen der Unbußfertigkeit antwortete Ernst Wiechert mit der Betrachtung: »Vom Wolf und vom Lamm« (1946). Er schließt sie mit der Warnung: »Der Wolf geht um. Aber der Wolf ist in uns und nicht in den anderen.« Es ginge darum, an das Wort des Predigers zu denken: »Arme und Reiche begegnen einander: beider Augen erleuchtet der Herr.« In der weiteren Entwicklung erlitt der Dichter viel Unverständnis und ungerechte Angriffe nationalistischer Kreise. In der Schrift »Abschied von der Zeit« (1946 bis 1948) kehrte er »von der Zeit zum Abglanz der Ewigkeit« zurück. Er rief fort von den Worten zur Tat der Liebe. Und während andere gerufen waren, Häuser aus dem Schutt zu bauen oder elternlose Kinder an ihr Herz zu schließen oder einen Acker zu bestellen, auf dem Brot wachsen würde, sah er seinen Auftrag darin, »das zu tun, wozu wir geboren und durch Leiden bereitet waren«. Dazu zog er sich auf den Rütihof zurück und schrieb sein letztes Werk: »Missa sine nomine.«

Der Mensch in der Verwandlung **Gedanken zur »Missa sine nomine«**

In der Zeit, in der der Roman *Missa sine nomine* in unsere Hände kam, starb Ernst Wiechert. Mit großer Erwartung haben viele nach dem Buch gegriffen. Die Todesnachricht gab dieser Erwartung eine ungeheure, fast qualvolle Spannung. Sie erschütterte das Herz und gab den Augen jenen ehrfurchtsvollen und fragenden Blick, mit dem wir in dem letzten Werk das Vermächtnis eines Menschen suchen, der immer im Kampfe stand um den lebendigen Gott, der niemals zu den »beati possidentes« gehörte, den der Hunger und der Durst nach der Gerechtigkeit umtrieb, den die Not tief in die Anfechtung hineingestoßen hatte, der alle

vorletzten Sicherungen verschmähte, ob sie nun humanistisch oder christlich aufgemacht waren, und der in mutiger Wahrhaftigkeit gerungen hat um eine letzte Geborgenheit, um das Ruhen in Gott.

Wohl hatten die »Jeromin-Kinder« manchen ehrlich fragenden Lesern gezeigt, daß der Dichter einen Weg dahin sah, daß er darum wußte, daß der Mensch in der Anfechtung rettend ergriffen werden kann vom lebendigen Wort der Bibel. Aber bei dem lauten, anklagenden Aufschrei der gequälten Menschen gegen Gott in den »Jeromin-Kindern« blieb es vielen zweifelhaft, ob diese Möglichkeit Wirklichkeit werden kann in der Verwandlung des angefochtenen Menschen dieser Zeit, und ob der Dichter selber von Herzen das Ja des Glaubens künden kann.

In einem letzten Brief zum 63. Geburtstag des Dichters schrieb ich im Blick auf die Losung dieses Tages (Jeremia 20,9¹): »Ich habe lange darüber nachgesonnen, was die heutige Losung für Ihr neues Lebensjahr zu bedeuten hat. Auch Ihr Herz weiß tief um das Leid der Welt, und es ist wund geworden unter dem Auftrag Gottes – wie es Jeremia auch geschah. Im >Totenwald< mußten Sie auch durch die schwerste Anfechtung gehen, von der das Losungswort spricht. Aber es ist mir auch wie eine große Verheißung für Ihr weiteres Leben und Ihr Werk. Ein >brennendes Feuer< in Ihrem Herzen wird Sie neu zur Feder greifen lassen. Und dann werden Sie uns ein Werk schenken können, das wunderbar und still leuchten wird. Dieses Leuchten aber wird ausgehen von der Erfüllung des Wortes Christi an Ihrem eigenen Herzen: >Selig sind, die da Leid tragen, denn sie sollen getröstet werden.< Auf dieses Trostbuch warten heute viele, viele Menschen. Und ich weiß keinen, aus dessen Händen wir es lieber nehmen wollten. «

In seinem letzten Roman hat uns Ernst Wiechert dies ersehnte Trostbuch geschenkt. Nicht nur zeitlich, sondern auch geistig und geistlich führt der neue Roman über die »Jeromin-Kinder« hinaus. Er könnte aber auch dem Klima und dem Klang nach niemals als ihr dritter Band verstanden werden. Hier wird ein Neues gepflügt. Es wird der Ton aufgenommen, der im Nachwort der »Jeromin-Kinder« verheißungsvoll aufklingt.

In den »Jeromin-Kindern« wird geschrien. Der angefochtene und gequälte Mensch schreit sein »Warum« dem dunklen, verborgenen Gott entgegen, sein Schrei sucht und fragt einen Sinn des Leides. Nun aber heißt es, »daß man wahrscheinlich überhaupt aufhören muß, zu fragen, statt nur zu sein. Das Fragen hat die Welt verdorben, seitdem die Schlange die erste war, die gefragt hat« (51).

Der große Grundakkord des neuen Romans ist das biblische Wort von der »Geduld und dem Glauben der Heiligen«. Schon darin zeigt sich die entscheidende Wandlung des Grundthemas der »Jeromin-Kinder«. Hier wie dort geht es um die letzten Fragen um Gott und Mensch. Aber dort sucht der Mensch in den »schrecklichen Glanz« einzudringen, der um Gott ist und Gott zur Rechenschaft zu ziehen für das Leid und die Ungerechtigkeit in der Welt. Gott soll sich rechtfertigen vor der Vernunft und dem Herzen des Menschen. Hier aber geht es darum, daß der angefochtene Mensch in seinem Herzen so verwandelt wird, daß Gott den Menschen rechtfertigt, so daß er wirklich »fertig werden« kann, ehe der Tod ihn ruft, daß er überall und zu jeder Stunde sagen kann: »Hier bin ich, Herr« (50).

¹ Ich will nicht mehr an ihn denken und nicht mehr in seinem Namen predigen. Aber es war in meinem Herzen wie ein brennendes Feuer, in meinen Gebeinen verschlossen, daß ich's nicht ertragen konnte; ich wäre schier vergangen. (Einfügen der Fußnote . J. Hensel)

Aber damit wird nicht Verrat geübt an dem angefochtenen Menschen, und der sichere wird erst recht nicht bestätigt. Die Anfechtung bleibt uns nicht erspart. Der Mensch wird aus dem dunklen Tal nicht zurückgeschickt, er muß es ganz durchschreiten, aber an seiner gefährlichsten Stelle wird er »verwandelt« und kommt so zur Demut und Stille vor Gott. Dieser Weg kann sehr lang sein und die Verwandlung sehr schwer.

Der biblische Grundakkord der Missa klingt immer wieder auf. An den wichtigen Gestalten des Buches wird deutlich, wie sie zu »Geduld und Glaube der Heiligen« stehen. Daran entscheidet es sich überhaupt, ob der Mensch »fertig« wird. Am deutlichsten gestaltet dieses »große Wort des Ursprungs und des Endes« (219) das Schicksal des Freiherrn Amadeus von Liljecrona. Es geht um seine Gestalt und ihre Verwandlung in der Missa genau so entscheidend wie in den »Jeromin-Kindern« um die Entwicklung des Jons Jeromin. Deshalb verdeutlichen wir uns den Weg des Freiherrn Amadeus von Liljecrona.

In das KZ begleitet ihn das Wort von der »Geduld und dem Glauben«, das der heilige alte Schäfer spricht. Das Wort ging mit ihm, und er suchte danach vier Jahre lang im Lager, aber er hat es nicht gefunden. »Es überfällt ihn die Angst, eine Angst des Herzens vor den Menschen« (35). Und sie bleibt ihm auch, als er entlassen ist und seine Brüder Erasmus und Aegidius findet, »die letzte und schrecklichste Angst: die vor den Menschen« (72). Denn der Mensch ist ein Mörder geworden, »ein spielender, lächelnder Mörder«, »ein Wolf«. Die Rechnung ist einfach, sie geht auf, denn »auf der anderen Seite standen die Opfer, dazwischen gibt es nichts«. Das Furchtbarste aber ist, daß jeder, der wieder Gewalt bekommt, das gleiche tun würde, »noch lächelnder, noch vollkommener«. Und wer ohne Gewalt ist, der ist grenzenlos allein, wohin er auch seine Hand ausstrecken mag, sie greift ins Leere. Weder »die Hand der Mutter noch die des Gesetzes, noch die Gottes ergreift sie«. Auch Amadeus ist »böse« geworden, er hat getötet. Auch jetzt ist er noch nicht ohne Haß. Und wenn nun die Vergeltung umgeht, will er »weder heilen noch verderben, sondern nur zuschauen, wie die Waage auf und nieder steigt« (77). Als die Förstersfrau an sein »Christsein« und sein Erbarmen appelliert, antwortet er: »Ich bin kein Christ, ich bin ein Wolf.«

In seinem grenzenlosen Mißtrauen gegen die Menschen lebt er im Schafstall, geht er ins Moor. Wenn er dort allein ist mit der Erde, den Pflanzen, den Sternen, dann ist es schön, »weil er keinen Menschen getroffen hat« (68). Nun beginnt vieles zu arbeiten im Herzen des Amadeus: Ereignisse und Menschen. Da sind seine Brüder. In ihren Augen erkennt er das, »was auf eine unverständliche Weise übriggeblieben war auf dieser Welt: Geduld und Glaube der Heiligen« (40). Durch seine Schuld aber weiß er sich von ihnen geschieden. Die Hand, die getötet hat, kann nicht mehr mit ihnen spielen wie einst in der Kindheit und Jugend.

Dann begegnet ihm der Jude Jakob und nennt ihm den Grund seines Unfriedens. Sein Gesicht sei »noch besetzt von den Toten und von sich selbst«. Gott kann auf seinem Gesicht noch nicht ausruhen. »Es ist noch nicht für die anderen da. Weder für Gott noch für die Menschen.« An Jakob und seinem Volk kann der Freiherr Amadeus sehen, was es heißt, »Gott die Toten tragen zu lassen und in seinem Gesicht Platz zu machen für Gott«. Das Geheimnis dieser Haltung liegt darin, »daß man sich sieht, wie Gott der Gerechte uns sieht: so klein, so klein«. Aber Jakob kann das Herz des Freiherrn allein nicht wandeln. Er weiß um Gottes Majestät und seine Gerechtigkeit, aber er kann sein Erbarmen nicht ebenso bezeugen.

Da geschieht es, daß Christoph, der alte Kutscher von daheim, mit einigen Gutsleuten dem Untergang im Osten entronnen, in den Lebenskreis des Freiherrn Amadeus tritt. Schon mit seinem Namen kündigt er das Erbarmen Gottes in dem Kind Jesus. Und er weiß es zu bezeugen als eine sieghafte Kraft in der Schrift und im Leben der Menschen. Was weiß er nicht alles aus der Zeit der Ahnen und Urahnen davon zu erzählen. Sie waren Menschen,

mit allen Fehlern und Schwächen belastet wie wir, brutal, herrisch, von Spielleidenschaft umgetrieben. Aber sie konnten »aufgeweckt« werden (123). »... und manchmal suchte sich der liebe Gott eine einfache Hand dazu aus. « Gewiß, das ist schon lange her, daß das Jesuskind sie überwand. Es ist eine ferne Zeit, die in seinen Erzählungen auflebt. Aber auch heute noch zeigt sich die Macht dieses Jesuskindes. Was hat er nicht alles auf der Flucht erlebt! Und er kann doch davon sagen: »Als uns der liebe Gott austrieb«.

Was Christoph dem Freiherrn Amadeus zu sagen hat, und was er am Weihnachtsabend allen erzählt, das gehört zu den schönsten und stillsten Stunden des Buches. Was Christoph da erzählt, das bewegt die Herzen der Menschen. Auch heute noch. Hier begegnet uns das Geheimnis des ganzen Buches, hier wird es verständlich, warum der Schrei zur Stille, die Anklage Gottes zur demütigen Verwandlung des Menschen werden kann. Wohl doch deshalb, weil Gott selbst Mensch und Kind geworden ist. An den drei Weihnachtsfesten kann man gut ablesen, wie weit sich das Herz des Freiherrn Amadeus hat verwandeln lassen. Am ersten Weihnachtsfest kann er noch nicht mit seinen Brüdern musizieren. Erasmus ist ihm zu sicher, »so schrecklich sicher«, als er sagt, daß es das Jesuskind mit ihnen leichter habe, »sie zu verwandeln« als mit ihren Urahnen (175). Amadeus war »dessen nicht so ganz gewiß«. Aber ausgesetzt ist auch sein Herz dem Geschehen, von dem Christoph erzählt, jenen Berichten aus der Zeit, »als das Jesuskind noch unterwegs war am Heiligen Abend, um sich zu erbarmen«. Noch stärker arbeiten an seinem Herzen die Ereignisse, die Christoph auf der Flucht erlebt hat. Er muß wieder an das »namenlose Dorf« denken. Er sieht ihn vor sich, jenen »jungen, einfachen Dorfpfarrer«, von dem Christoph erzählt hatte: »angenagelt an die Tür seiner Dorfkirche«. Alle Glieder seiner Gemeinde getötet, Frauen und Kinder, er selbst aber gekreuzigt. Aber er hatte nicht geschrien. Welch ein erschütterndes Gegenbild zu dem Pfarrer Agricola in den »Jeromin-Kindern« ! »... er ist so tot wie das Holz, an das er genagelt ist, und doch geht eine ungeheure Kraft von diesem Haupte aus, die über Hunderte von Meilen bis in diese Kammer des Freiherrn Amadeus strahlt. Eine symbolische Kraft. Die Kraft des Sieges über den Schatten (147). «

Am zweiten Weihnachtsabend aber geschieht das »Unerwartete«, daß der Freiherr Amadeus sein Cello nimmt und mit seinen Brüdern spielt (330). Ja, alle waren fröhlicher als vor einem Jahr, »obwohl mehr Leid in dem Raum versammelt war als damals. Vielleicht auch, weil mehr Leid da war, und sie hatten es nicht ausgeschlossen aus diesem Raum, um >unter sich< zu sein, sondern hineingenommen, damit es weniger werde unter ihren fröhlichen Augen« (332). Wieder erzählt Christoph aus der Zeit, »da das Jesuskind noch unterwegs war am Heiligen Abend. Zum Freiherrn Amadeus aber können alle mehr aufsehen als zu seinen Brüdern. Er hatte weniger als sie, aber er war zufrieden. Er wollte bei ihnen bleiben und nicht mehr fortgehen. Er war der Herr, wie er es immer gewesen war, aber wenn einer von ihnen die Hand ausstrecken mußte nach einer Hilfe oder einem Troste, so würde er sie nach ihm ausstrecken als nach einem Licht in der Dunkelheit« (334). Viel, sehr viel mußte geschehen, ehe Amadeus so verwandelt wurde.

Neben Christoph tritt der Flüchtlingspfarrer Wittkopp, der vorerst kein Pfarramt haben will, sondern bei den Leuten im Moor bleibt, Torf sticht, damit die Kinder nicht frieren müssen, der dort die Kranken besucht und für den Freiherrn Amadeus »eine große Hilfe wird wie Christoph« – »soweit ein Mensch dem andern helfen kann«. Das Geheimnis seiner Hilfe aber war, »daß er keine Angst hatte« (246). Aber es war trotzdem nicht leicht, sich zu verwandeln. Ein großer Schritt auf diesem Wege war die Erkenntnis : »Und wenn man das Dunkle der Erde nicht verwandeln konnte, wie sollte man das Dunkle in sich verwandeln, das doch nur ein Teil jener großen Dunkelheit war« (219). Ja, es geht dem Freiherrn Amadeus auf, daß die Ferne anderer Herzen zu ihm einen einfachen Grund haben konnte: »daß er sein Herz den anderen Herzen so fern hielt, und daß er vielleicht der einzige war, der einen Schatten geworfen hatte«

(230). So wandelt sich die Anklage gegen Gott und die Menschen in die Erkenntnis der eigenen Schuld, so wird er von seinem eigenen Leid gelöst und frei für die anderen. Er pflanzt Blumen um die Häuser der Gutsleute. Aber das Entscheidende geschieht erst dann, als er ganz von seinem Haß geheilt wird, geheilt auch von seiner Zuschauerrolle gegenüber dem »Recht und der Gerechtigkeit«. In eigenartiger Weise wird er mit dem Geschick der Förstersfamilie Buschau verbunden. Noch vor einem Jahr wollte Amadeus »zuschauen«, wenn der Förster vor Gericht kommt, der ihm durch seine Anzeige den Weg ins KZ bereitet hatte. Jetzt wird er sein großer Entlastungszeuge. Nun weiß er: »Das Recht schlägt nicht. « Nur die Richter schlagen, »und ich möchte nicht, daß auch jetzt noch geschlagen wird« (324). Noch viel schicksalsschwerer ist die Verknüpfung des Freiherrn Amadeus mit dem Weg der Försterstochter Barbara. Erfüllt von gedrängter dramatischer Wucht ist die Szene im Moor, als Barbara ihn sterben sehen will, nachdem ihn die Kugeln ihrer Helfershelfer schwer verwundet haben.

Da, als er den Tod nahe vor sich sieht, da geschieht die Verwandlung an ihm. Er hatte keine Angst mehr. Es war wie ein Wunder, das sich bei ihm niedergelassen hatte, auf den Knien, dicht an seinem Herzen. Das, wonach er gestrebt hatte, so lange, lange Zeit. Nun war es da ohne sein Zutun. Die große Geborgenheit, und er hatte ihre leisen Schritte nicht gehört. »Sie würde bleiben, auch wenn er sterben müßte.« »Sie war zu ihm gekommen, als ob sie Raum in seinem Gesicht gefunden hätte. Den Raum, von dem Jakob gesagt hatte, daß Gott dort wohnen wolle« (286). Nun wird er mit Hilfe Christophs fähig, auch das Letzte zu tun: Barbara zu halten und zu tragen in ihrem Wahn, daß das Kind, das sie vom »Dunklen« erwartet, sein Kind sei, und ihr zu einem fröhlichen Erwachen aus ihrem Wahn zu helfen.

Jetzt als Verwandelter steigt er selbst in die alten Zeiten hinein, aus denen Christoph schöpft, und hilft Barbara zur inneren Geborgenheit gegen alle Angst vor der Gefährdung ihres Kindes, indem er selber ihr erzählt »von einer jungen Frau, die über das Moor ging, und ein schwarzer Hund lief in ihrer Spur, und sie sollte ein Kind gebären« (298). In dieser Erzählung strömt die ganze stille Gewalt der Weihnachtsgeschichte in die Welt des Märchens und erweckt sie zu einem neuen heilenden Leben. Träger dieses Lebens aber ist »das große schwere Buch«, das »niemals auszulesen ist«. Es ist wie ein Ring. »Hinter dem letzten Atem fängt es gleich wieder von vorne an : Am Anfang schuf Gott Himmel und Erde« (400). Und das Erbarmen des Jesuskindes rettet auch sie beide: Amadeus und die Försterstochter. Und das ist das große Geheimnis, »daß ihm gezeigt worden war, wie wenig Feindschaft zwischen dem Guten und dem Bösen zu sein braucht. Daß die Guten so wenig Recht haben, sich über die Bösen zu erheben, weil tief, ganz tief unten derselbe Urgrund für beide bereitet war. Daß die große, weise Ordnung sie beide umschloß, sie alle umschloß, wenn sie nur gehorsam waren und demütig, und wenn sie ohne Gewalt waren« (419).

Es ist uns, als ereigne sich hier genau das, wovon Christus spricht, wenn er in der Bergpredigt auf den Vater hinweist, der seine Sonne aufgehen läßt »über die Bösen und über die Guten und läßt regnen über Gerechte und Ungerechte«. Es ist uns, als werde hier die »Vollkommenheit« Wirklichkeit, die er fordert, wenn er sagt : »Darum sollt ihr vollkommen sein, wie euer Vater im Himmel vollkommen ist.« Nun ist es gut, »so gut, wie es unter Menschen sein kann«. Nun ist er da, der große Friede, der alles umfing (422). Und Christoph schaut den Freiherrn Amadeus so an, »als habe er nun endlich den neuen Bund geschlossen nach der Sintflut, in der sie übriggeblieben waren« (385).

Diese Geborgenheit ist wohl eine Gewißheit des Herzens, aber sie ist frei von jeder falschen Sicherheit. Nie ist sie Eigenbesitz des Menschen, sie bleibt Geschehen, Wunder und Gnade. Dessen ist der Freiherr Amadeus nun in seinem Herzen gewiß geworden, was Christoph in die Worte kleidet: »Meinst du, Herr, daß Gottes Hand so klein ist, daß gerade du keinen Platz mehr in ihr hast, wenn du auch ein Freiherr bist?« (128).

Jetzt kann auch Amadeus Ja sagen zu jenem schlichten Glaubensbekenntnis und jener erschütternden »Theodizee«, die Christoph ihm einst gab: »Meine Augen sind im Glauben, und wer im Glauben ist, hat nicht Angst. Der liebe Gott kann dir den schwarzen Mann schicken, weil er alles schicken kann, aber der schwarze Mann ist nicht mehr für sich selbst da, verstehst du? Der liebe Gott hält ihn an einem dünnen Faden und zieht ihn zurück, wenn es genug ist. Und der liebe Gott weiß immer, wann es genug ist« (127). Ja, das können wir auch verstehen, weil es so schlicht und einfach ist, wie der Wandsbecker Bote einst gesprochen hat, weil es so wahr und trostvoll ist wie die Worte der Bibel, die aus der Wirklichkeit der Krippe und des Kreuzes leben. An der Verwandlung des Amadeus wird uns deutlich, daß auch unser Dichter »zum neuen Bund« gekommen ist.

Aber daß wir diese Herzensgewißheit des Glaubens, die durch die Anfechtung hindurch dem Menschen neu geschenkt werden kann, ja nicht verwechseln mit der entsetzlichen Selbstsicherheit des Menschen, der aus allerlei vorletzten Mächten lebt! Diese vorletzten Mächte, diese Sicherungen des Menschen treffen wir auch dort an, wo der Glaube nur ererbt ist, wo der Glaubende unangefochten bleibt, wo er seiner so entsetzlich sicher ist.

Damit diese Verwechslung ja nicht geschehe, läßt Ernst Wiechert uns noch erleben, wie der sicherste unter den Brüdern, Erasmus, mit seiner Ehe scheitern muß, um zu genesen durch die Erkenntnis seiner Schuld: »Ich war immer ein größerer Sünder als die anderen...« »Ich habe mich niemandes erbarmt« (482). Aber dieses Bekenntnis ist schon seine Rettung. Er darf es erfahren: »Gottes Kind ist nur, wer in der Sünde ist und es weiß« (484).

Aber nicht nur Erasmus, sogar Christoph, der auch ganz ungebrochen in der Sicherheit des ererbten Glaubens lebte, muß durch ein Scheitern und eine Anfechtung hindurchgeführt werden. Auch in seinem Glauben war noch zu viel Sicherheit einer steten Entwicklung, zu viel Selbstherrlichkeit, »weil die Pferde noch nie mit ihm durchgegangen waren«. Nun täuscht er sich in Erasmus und will ihn deshalb auf den falschen Weg der Flucht, den der Selbstbewahrung, führen. Jetzt ist es ihm zum ersten Male so, »als gingen die Pferde mit ihm durch« (500). Aber auf diesen Irrtum hat der liebe Gott gewartet. Christoph darf nun endlich auch etwas erfahren vom »Segen des Irrtums«. Er erkennt sich selbst: »Erst wenn die Pferde mit uns durchgegangen sind, werden wir ein bißchen unsicher und ein bißchen bescheiden. Und ich bin nun bescheidener geworden« (520). Jetzt steht er vor den Türen des Freiherrn und der Gussleute, verneigte sich und sagte leise: »Vergebt mir um Christi willen .. «

Da wird die Erinnerung wach an die Witwe Gogun in den »Jeromin-Kindern«, an ihr Schuldbekenntnis und ihre Bitte um Vergebung. Lebendig werden uns auch die letzten Zeilen des Gedichtes »Das letzte Haus«, mit dem Ernst Wiechert den Rütihof grüßte : >> und mögen alle mir vergeben, wie allen ich vergeben will.<< In dieser Bitte erreicht der Mensch die Vollendung seiner Verwandlung, in ihr vollendet sich das Menschentum, in ihr wird der Mensch Christ im Sinne der Schrift. Denn Sündenerkenntnis und Vergebung gibt es unter uns Menschen nur dort, wo man um das Erbarmen Gottes in Christus weiß. Schon in einem Jugendwerk kreisen die Gedanken unseres Dichters um dieses Herzstück biblischen Glaubens. Das geschieht in dem Roman: »Der Knecht Gottes Andreas Nyland«.

Aber die Schuldkenntnis, worum sich dort die krampfhaftige Radikalität der Jugend vergeblich mühte, fällt hier der Erfahrung des Alters als reife Frucht zu. Auffallend ist, wie dabei der Gedanke erhalten bleibt, daß das aufrichtige Bekenntnis der Sünde vor Gott zur Beichte vor dem Menschen führt, an dem man schuldig geworden ist.

So kann auch Christoph als ein »Verwandelter« sterben. Nicht in der alten ungebrochenen Sicherheit, aber in der neuen demütigen Gewißheit des Herzens geht er still heim. Pfarrer Wittkopp hält ihm die Grabrede. Und alle fühlen, daß er »fertig« geworden war, ehe man ihn gerufen hatte (533).

Als lebendigen Protest gegen das Mißverständnis des Glaubens als einer Selbstsicherheit dürfen wir wohl auch die Gestalt des Pfarrers Wittkopp und sein Verhalten zur offiziellen, verfaßten Kirche verstehen. Ihm geht es um das Letzte, die Barmherzigkeit Gottes mit dem einzelnen Menschen. Deshalb kann er sich noch nicht in die vorletzten Dinge finden, wie es etwa auch die Ordnungen der Kirche sind. Ihm ist das ursprüngliche Wort Gottes wichtiger als alle Ordnungen des Wortes. Ihm sind auch alle kirchlichen Sicherheiten erschüttert worden. Es ist für ihn furchtbar, daß man in den Kirchen so weitermacht, als sei nichts geschehen. Und die Kirche sollte doch wenigstens lernen zu fragen, ob sie nun bleiben solle, »wie sie es 1000 oder 2000 Jahre gewesen ist; ob die Pfarrer so bleiben sollen, das Wort des Pfarrers, der Trost des Pfarrers; ob die Konfessionen nicht vielleicht eine Sünde sind; ob die sogenannte Herrschaft der Kirche nicht vielleicht eine Sünde ist« (545)

Wittkopp sieht all das, was anders geworden ist. Er gibt zu: »Es ist kein Zweifel, daß sie sich Mühe geben und daß sie guten Willens sind. « Aber er sieht ebenso, wie stark die Kirche auch in allen neuen Bestrebungen dem Zeitgeist des Kollektiven verhaftet bleibt: »Als ob sie nur in Gattungen denken könnten oder in Sammelbegriffen, wie man die letzten anderthalb Jahrzehnte gedacht hat. Die Kirche, oder das Bekenntnis, oder die Gläubigen, oder die Besiegten, oder die Flüchtlinge. Als ob die Welt so groß geworden wäre, daß es keinen einzelnen mehr gibt. Mir ist immer, als ob sie vergessen oder verlernt hätten, an den einzelnen Menschen zu denken. An das einfache Menschenherz« (544). Hier wird uns doch Wesentliches gesagt, und hier werden wir nach dem Entscheidenden gefragt. Das ist nicht der Protest eines Individualisten oder Idealisten, über den die Kirche zur Tagesordnung übergehen darf. Hier wird das Wort gehört, hier wird der einzelne gesehen, hier wächst echte Gemeinde. In den furchtbaren Tiefen der »Urzeit« bricht wieder das Urchristentum auf. Wittkopp bleibt im Moor, er sticht Torf, damit die Kinder nicht zu frieren brauchen, er sitzt abends an den Krankenbetten, er wird eine große Hilfe für Amadeus, er sucht Antwort auf die Fragen der Baronin. Er kann Seelsorger der Vertriebenen sein, weil er ihr Leben führt. Die Schrift ist ihm Quelle des Lebens.

Wie in anderen Büchern Ernst Wiecherts stoßen wir auch in diesem Roman immer wieder an den entscheidenden Stellen auf die Bibel. Auch hier ist sein alter Protest gegen den Mißbrauch der Schrift lebendig geblieben. Es kommt nicht darauf an, sie »zu zitieren«. Damit ist gar nichts erreicht. Aber darauf kommt es an, daß einige sich erinnern, »was die Bibel gut genannt hatte« (384).

Gegen alle Entwertung der menschlichen Worte steht ihre Wahrheit von dem Wort Gottes, das am Anfang war (256). Ihre Worte können den Menschen lenken. Ihnen sollte man »offen« sein und sie im Herzen vernehmen.

Diese Bibel birgt in sich den Propheten Jeremia, der so stark eingewirkt hatte auf den Vater der drei Freiherren. Die alte Auslegung des Propheten Jeremia aus dem Jahre 1566 hatten die Freiherren auf der Flucht mitgenommen. Er redet ja in besonderer Weise zu unserer Zeit. Und Ernst Wiechert ist in seinem Schicksal und seiner Art diesem Propheten eigentümlich nah.

Die Bibel erzählt aber auch das Weihnachtsevangelium. Selbst da, wo die Schrift fehlt – wie am ersten Weihnachtsfest unseres Romans –, da lebt es so im Herzen und Hirn der Menschen, daß der Freiherr Erasmus es aus dem Gedächtnis niederschreiben kann und den anderen vorlesen darf. Das Geheimnis der Weihnacht trägt das Geheimnis von der Verwandlung des Menschen in diesem Roman. Am Weihnachtsevangelium aber hängen auch die Seligpreisungen der Bergpredigt. Zwei von ihnen werden zu lebendiger Wirklichkeit für die Menschen unseres Buches: »Selig sind die Barmherzigen, denn sie werden Barmherzigkeit erlangen« und »Selig sind die Leidtragenden, denn sie werden getröstet werden«.

Aus der Bibel kommt aber auch das ganze Menschenbild der Missa. Sie bezeugt, daß der Mensch das Geschöpf Gottes ist. Und sie hält daran fest, auch wenn der Mensch zum Mörder und Wolf wird. Ihm kündigt sie die Möglichkeit, daß er »aufgeweckt« und verwandelt werden kann. Die Schrift schenkt uns über alle Ideen, Weltanschauungen, Mächte und Staaten hinweg den wirklichen Menschen, der dem Menschen verpflichtet ist und demütig und still steht vor Gott als ein Empfangender. Aus der Schrift kommt das Wissen um Sünde des Menschen und Erbarmen Gottes. Sie bezeugt die Auferstehung. Sie wird dem Freiherrn Amadeus im Leben gewiß beim Tode des Menschen, an dessen Tod er schuld ist. Trost für unsere Gegenwart und Überwindung ihrer Angst erwachsen aus ihr. Ihre Botschaft vom Ende wird laut, bei dem der eine angenommen, der andere verworfen wird. Und diese Scheidung zerbricht auch die engste Gemeinschaft dieser Erde. Eins haben die gestrengen Schriftgelehrten unserer Tage dem Dichter sehr verargt: daß er in diesem Roman die Bibel und die Märchen so nahe zusammengebracht hat, daß er neben die geschichtliche Weihnachtsbotschaft die Legende und das Märchen stellt. Wir wollen diese Schriftgelehrten nicht unbarmherzig an das »Wehe« Jesu über sie erinnern. Wir bitten sie nur, die Märchen, und auch die Märchen Ernst Wiecherts aufmerksam zu lesen, ehe sie urteilen. Vielleicht geht ihnen dann auf, daß es im Märchen nicht um Traum und Unwirklichkeit geht. Hier wird es immer heißen: »Es war einmal.« »Nicht weil wir wie im Traum leben wollen, sondern weil wir durch das geworden sind, was einmal war. Für uns war vieles mehr als für andere. Wir wollen es nicht vergessen.« Im Märchen begegnet uns die wirksame Vergangenheit, die Gegenwart und Zukunft bestimmt. Aus ihr empfangen wir unsere Gegenwart und unsere Zukunft. Der trotzig Promethes-Mensch lebt in dem Wahn, daß er eine neue Zukunft entwerfe und verwirkliche. Dieser seiner eingebildeten Zukunft opfert er bedenkenlos den wirklichen Menschen der Gegenwart. Der demütige Mensch Gottes aber empfängt Leben und Gnade aus der Vergangenheit, die ihm die Schrift bezeugt, und um die die Märchen sinnen und dichten. Wer so aus der gottgewirkten Vergangenheit lebt, steht im Glauben und hat keine Angst vor der Zukunft Gottes, in der er die Menschen scheiden wird durch den, der da kommen wird. Denn der kommende Richter ist ja der Heiland, der einmal kam. Aus dieser biblischen Vergangenheit hat die Welt der Märchen bei Ernst Wiechert neues Leben und neue Begriffe und eine Verwandlung erfahren. Wir dürfen dankbar dafür sein, daß er uns nicht anpredigt, sondern die biblische Wahrheit als echter Dichter im Märchen bezeugen kann. Umgekehrt weiß auch die Bibel um die Zeit der Märchen. Es ist die Urzeit.

Gerade durch diesen Roman wird uns klar, aus welchem Urgrund die Märchen Wiecherts wachsen. Andere schriftgelehrte Kritiker, die in jedem Roman ein vollständiges Kompendium der Dogmatik suchten, haben dagegen polemisiert, daß der Dichter nur an die Weihnachtsgeschichte anknüpft, aber die Wirklichkeit des Kreuzes nicht darstelle, natürlich deshalb, weil sie der »Verharmlosung« und der Nähe zum Märchen zu kräftig widerspreche.

»Wer aber nicht blind und taub ist, der muß wahrnehmen, die in diesem Werk Krippe und Kreuz bezeugt sind.« Weihnachtsgeschichte und Weihnachtsmärchen lassen die Erzählung von dem gekreuzigten Pfarrer aufleben, der nicht schrie; und uns trifft das Wort: »Es ist mir so, als seien am Kreuz viele Leben mit einem Leben gerettet worden« (60).

Als »große Hilfe« und als »treue Begleiter« des Menschen begegnen uns in der Missa auch die Kirchenlieder. Erschütternd, wie die Förstersfrau am Heiligen Abend Verse von Paul Gerhards betet. Der Mensch, der sich verwandelt, kennt das Gebet. Er braucht die Fürbitte. Ihr begegnen wir in der Missa.

Das dritte Weihnachtsfest steht ganz im Zeichen des verwandelten Menschen und seiner Geborgenheit. Amadeus sitzt unter den Brüdern und Gutsleuten »wie einer, der einen großen Schatz gefunden hatte« (51). Und der Freiherr Erasmus liest wieder das Weihnachtsevangelium vor, und »auch er las es mit einer hellen und gewissen Stimme, als wäre kein Unglück über ihn gefallen im Laufe des Jahres.« Diesmal spielen die Brüder das »Letzte«. Es ist das Larghetto aus dem letzten Klavierkonzert, das Mozart geschrieben hat (524). Für Amadeus war es »das Letzte, was einem Menschen gelingen konnte, wenn Gott ihn anrührte. Oder wenn ein Mensch leise mit seinem Gott zu sprechen versuchte« (525). Alles, was Ernst Wiechert über das »Letzte« Mozarts sagt, dürfen wir getrost auf sein »Letztes« auf die Missa sine nomine übertragen. Auch von ihr gilt: »Man konnte erst schreiben, wenn man das letzte Abendrot zu sehen vermeinte, unter den ersten Schatten der letzten Dunkelheit, aber doch noch so, daß das Abendrot über den Schatten stand. Nur dann hatte man die Zeit hinter sich gelassen, alle Zeiten dieser Erde. Und erst dann sprach man wieder, wie die Kinder sprechen. Mit der großen Einfachheit, in der sich Wort an Wort fügte, Satz an Satz. Mit der großen Furchtlosigkeit eines geborgenen Kindes und mit der großen Seligkeit eines Kindes« (525). War es nicht Christus, der da sagte: »So ihr nicht werdet wie die Kinder.«

Das ist das Ziel der Verwandlung des Menschen. Von diesem »Letzten« darf man wieder sagen, »daß der Mensch gesegnet sei. Nicht nur dieser einzelne, der die Melodie empfangen hatte« –dem die Missa sine nomine eschenkt wurde! –, »sondern der Mensch im allgemeinen, die ganze Menschheit. Daß dies in ihrem Bereich lag. Nicht nur die Verfluchung durch Krieg, Seuchen, nicht nur der Mord und die Lüge, der Hochmut und die Lästerung. Sondern auch dieses, die stille und kindliche Zwiesprache mit Gott.«

Mit dankbarem Herzen nehmen wir das »Letzte« aus dem Herzen und den Händen Ernst Wiecherts entgegen und loben und danken Gott dafür, daß er an diesem Dichter und Menschen das Wort erfüllt hat: »Ich will dich segnen, und du sollst ein Segen sein.« Vielen angefochtenen Menschen ist Ernst Wiechert zum Segen geworden.

Quellen:

Ernst Wiechert. Sämtliche Werke in zehn Bänden. Kurt Desch Verlag. München-Wien-Basel 1957
und: ein persönlicher Besuch bei dem Dichter und Briefe von ihm

Literatur:

Carol Petersen. Ernst Wiechert – Mensch der Stille. Hansischer Gildenverlag. Hamburg 1947
Hans Ebeling. Ernst Wiechert – Das Werk des Dichters. Limes-Verlag. Wiesbaden 1947
Bekanntnis zu Ernst Wiechert. Ein Gedenkbuch zum 60. Geburtstag des Dichters. 1947
Ernst Wiechert – Der Mensch und sein Werk. Mit 31 Beiträgen. Kurt Desch Verlag. München 1951

aus :

Früh vertraut – spät entdeckt. Dichter begegnen dem Buch der Bücher von Herbert Felden, Stuttgart, Quell Verlag, 1987